

Johannes Brandfellner  
Hauptstraße 57  
3441 Freundorf  
0664 56 38 868

11 Seiten

### **„ Wie beim Wein“, denkt Wurm.....**

„Den Nussbaum habe ich mit meinem Vater gepflanzt“, Wurm lässt langsam den Blick in das Geäst gleiten.

„Und Gelsen sind auch nicht unter Nüssen.“

Die schwielige Hand des Alten streift ein abgeworfenes Blatt vom rasch hingezimmerten Tisch, der schon seit seiner Jugend vor dem Keller in einer kleinen Senke steht. Immer ausgebessert wie das einfache Brett auf vier in die Erde gerammten Akazienstümpfen, das als Bank dient.

Die Kellergasse erglüht in der herbstlichen Sonne, ab und zu fährt ein Auto die Lebensader hinauf, hält vor einem Keller, Türen schlagen und die schwarzen Münder, die offen stehen bleiben, verschlucken die Menschen.

„Werden weniger die Leute, die sich den Wein vom Hauer holen“, denkt Wurm und setzt sein Warten auf eventuelle Besucher fort.

„Sie kaufen den Wein in Spezialgeschäften, ausgewählt nach berühmten Namen auf den Etiketten, nach Ländern und nach Sorten mit französischen Namen wie irgendeine Ware. Er ist Sammelobjekt, Vorzeigestück in den Kellerstübchen, welche sie in ihren luxuriösen Häusern eingerichtet haben, sie handeln ihn auf Messen und singen ihm in Fachzeitschriften Lobeshymnen“, denkt Wurm.

Er greift nach dem Achtelglas, einem Werbegeschenk aus dem Lagerhaus mit Aufschrift und grünem Weinlaub und füllt es aus einem Doppler, der zu seinen Füßen im Schatten steht.

Wie geschlagenes Gold perlt der Wein ins Glas, sendet seinen Duft in die Nase des Alten, und er schlürft einen winzigen Schluck in die faltige Kehle. Er denkt nach, was das wohl sein könnte, was sie als Abgang bezeichnen, der Wein schmeckte ihm einfach.

„Was ist aus diesem Getränk geworden?“, denkt Wurm, dreht das Glas zwischen Daumen und Zeigefinger auf dem Tisch und starrt in das Glas.

Seit er denken konnte, umgab ihn der Wein und alles, was damit zu tun hatte.

Er lächelt wissend und erkennt, dass der Wein ihm zu seinem besten Freund geworden ist, einem, dem er all seine Gedanken anvertrauen kann, der ihn als einziger versteht, der ihm Hilfe ist, wenn er unten ist, der ihm auf dem Weg nach oben Krücke ist.

Und dennoch weiß er, dass man mit Freundschaften behutsam umgehen muss, dass man sich nicht blind und bedingungslos auf sie verlassen darf, weil die Gefahr besteht, sein Ich aufzugeben und von ihnen abhängig zu werden.

Er kann umgehen mit dem Tröster, dem Aufmunterer, dem Sanften, dem Teuflischen, dem Einschmeichler, dem Saft, der Mut macht, der Trauer zudeckt, aber auch den Mantel des Vergessens erbarmungslos mit einem Ruck wegziehen kann.

Seit Jahrtausenden dient der Wein dem Menschen in gleicher Weise, möglichst schnell soll er sie erheitern, sofort soll er den Kummer nehmen, soll er die Wirklichkeit verschleiern, soll er Wohlbefinden verströmen.

Seit ihm Berta, sein Weib, gestorben ist, seine Tochter einen großen Weinbauern aus dem Nachbardorf geheiratet hat, und deren Kinder den Winzerbetrieb nach dem Besuch der Weinbauschule mustergültig und modern führen, ist er viel allein.

Weil er den Jahresablauf nach der Arbeit im Weingarten gewohnt ist, hat er sich einen kleinen Teil seiner Kulturen behalten und macht „seinen“ Wein selber.

Sein Produkt wird von vielen Menschen, die ihm mehr oder weniger nahestehen, gerne getrunken.

Es ist der Wein, den sie so lieben wie er gewachsen ist.

Säure und Schwefelgehalt nur dürfen ihm die Enkel einstellen, sonst will ihn Wurm nicht verändert haben.

Auch im Leben gibt es gute und weniger gute Jahre, so will er es auch im Wein verspüren. Helle und sonnige Tage, Wärme, aber auch Perioden der Kälte, trübe Stunden, Stürme und manchmal Frost hat er im Glase vor sich vereint.

Und er hat Menschen, die seine Nähe suchen, sie hören auf ihn, fragen ihn um Rat, bewundern seine Ruhe und beneiden ihn um seine Zufriedenheit.

Eigentlich halten ihn viele für einfach im Gemüt, ja eher für dummlich, für jemanden, der immer in der zweiten Reihe steht, an dem die wesentliche Dinge im Leben vorbeigingen, weil er sie ja eben nicht verstehe.

Er hatte sich mit dieser Rolle abgefunden, denn sie war bequem.

Niemand erwartete sich etwas Besonderes von ihm, und sagte er trocken und unverblümt den Gescheiten und Gebildeten die Wahrheit ins Gesicht, lachten sie, klopfen ihm auf die Schulter und meinten: „Jaja, Leopold, du hast es gut, ...“

Manchmal sagte er es ihnen unverhohlen hinein, ohne seine Äußerungen und Gedanken rechtfertigen zu müssen, und sie nahmen, obwohl getroffen, seine Pfeile als Spinnereien eines Alten hin.

Er ist in seiner Jugend bei einem Grafen in der näheren Umgebung im Dienst gewesen.

In den Augen der Bauern war dieser ein seltsamer Vogel, weil er Mozart aus seinem Grammophon hörte, während sie in den Weinbergen Reben aufbanden, weil er mit dem Fotoapparat zwischen den Zeilen der Stockkulturen die saftigen Trauben in Bilder verwandelte, wenn sie die schweren Lesebutten zu den Bottichen auf dem Wagen schleppten, weil er auf seinem Tisch im Gutshof ein Tischtuch liegen hatte wenn er seine Jause aß, sie aber mussten, auf einer Böschung sitzend, auf den Knien das Schneidbrett schaukeln, wenn sie mit ihren Feiteln darauf den Speck schnitten und diesen anschließend mit dem Hausbrot in ihre Mäuler führten.

Er mochte Wurm, und er den Grafen.

Wurm musste ihm oft Gesellschaft leisten und dieser erzählte ihm gerne aus seinem Leben, er brachte ihn auf Gedanken, welche ihn anfangs nicht interessierten, vielleicht weil er sie nicht verstand, oder weil in der Welt, in der er bisher gelebt hatte, nie das Fenster für Dinge geöffnet worden war, denen man bislang keine Bedeutung beigemessen hatte.

Und wenn der Graf merkte, dass Wurm nur höflichkeitshalber beifällig nickte, sagte er oft: „Es ist wie beim Wein!“

Wurm lernte mit der Zeit die Bilder zu verstehen, die ihm der Gutsherr malte.

Er verstand, warum die Trauben, welche dereinst süß und lieblich an den Stöcken gehangen waren, durch den Rebler und durch die Quetsche mussten, wie sie sich wehrten, wenn sie von der Schnecke nach vorne geschoben wurden zu der Stelle, wo sie erbarmungslos ihrer bisherigen Form beraubt wurden, wie das Schicksal den Menschen quälte, ihm mit riesiger Kraft die Schale aufriss, wie der Lebenssaft herausrann, wie die Kerne bedeutungslos wurden, und dass es zuletzt so aussah, als ob dies das Ende sei.

Der Saft jedoch, der war es eigentlich, warum die Traube lebte, warum sie in schönen Stunden Zucker bildete, warum die Tränen des Himmels dazu beitrugen, dass die Seele die Kraft besitzen konnte, auch in stürmischen Lebenstagen am Stock hängen bleiben zu können, nicht abfallen zu müssen auf die Erde, wo sie verdarb und in Bedeutungslosigkeit endete.

Noch heute muss er daran denken, wenn die Winzer die schwachen, kleinen Trauben auslichteten, wenn auch etliche Gute, Ehrliche und Unschuldige den Qualitätsansprüchen zum Opfer fielen.

Und dies alles liegt in der Hand des Winzers, die Schicksal genannt wird.

Oft redete er darüber auf der Kellerbank mit dem Pfarrer, wenn dieser auf seinen Spaziergängen vorbeikam.

Nur bei ihm setzte er sich nieder, die anderen Leute grüßte er höflich, tauschte ein paar Worte aus und ging weiter.

Und das, obwohl Wurm nicht zu den Kirchgängern zählte.

Aber der Pfarrer schätzte an Wurm die einfachen Antworten, die dieser auf die vielen „Warum“, welche dem Sinn des Lebens anhaften, zu geben imstande war.

Wurm hatte sich im Laufe seines Lebens eine einfache Betrachtungsweise angeeignet, welche jene Menschen in sich haben, deren Ziele so gesteckt sind, dass sie nur das erwarteten, was sie bekommen konnten.

Er war bescheiden geworden.

Dank des Grafen konnte der in seinem Innersten Unsichere mit dem einfachen Bauern über Musik, über Ängste und Nöte, die ihn bewegten, über seine Zweifel und sein eigenes Seelenleben sprechen.

Da waren die Zweifel an der Amtskirche, an den Dogmen, am Konfessionismus überhaupt. Der Zölibat und die Rolle der Frau in den Religionen wurden von ihm vor Wurm so gesehen, wie er es niemanden sonst anvertraut hätte.

„Wie beim Wein“, meinte Wurm, „er lagert in Kellern, die von außen alle fast gleich aussehen. Erst im Inneren ist die Seele. Große Keller, enge Keller, weite Seelen, in denen die verschiedensten Fässer den Wein enthalten. Beim ersten Hinsehen weißt du nicht, ob sie überhaupt gefüllt sind.“

Manche Fässer sind so groß, dass sie erst in der Seele zusammengestellt werden konnten, dort gewachsen sind und durch den engen Kellerhals nie mehr an das Tageslicht gelangen können. Sie können guten oder schlechten Wein enthalten, Eigenschaften, die den einen Menschen faszinieren, die für den anderen schal und unbedeutend sind.

Manchmal versuchen sie mit Röntgengeräten, mit Medikamenten, durch lange Gespräche, mit asiatischen Praktiken zu ergründen, was und wieviel in dem Fasse sei.

Klopfen und horchen müsste man nur, um zu wissen, ob es leer oder voll ist, kosten müsste man, um zu schmecken, was es enthält.

Sind sie nicht mehr gefüllt, die Fässer, zerfallen sie, das Holz wird morsch, die Reifen rostig. Sie verlieren die Gestalt und kehren zurück.“

Manchmal gingen sie nun die Menschen im Dorfe durch und ordneten die einzelnen Schicksale den Fässern zu. Sie nickten dabei oder zuckten die Achseln, je nach dem Inhalt.

Wurms Wein half ihnen durch seine Vielfalt an Sorten aus denen er bestand und den man „Gemischten Satz“ nennt, zu erklären, warum jeder Mensch seinen eigenen Charakter hat, seine eigene Art hat Wege zu gehen, warum der Zusammenklang dieser verschiedenen Geschmacksrichtungen eine eigenartige Harmonie ergab.

Einmal lobten sie die Würze und Lebenskraft, die dem Weine ausging, dann seine Kunst Lebensfreude zu erzeugen, die Sinne anzukurbeln, Pläne zu schmieden und auszuführen, Liebe zu verspüren, zu geben, den Gesang der Vögel in die Seele zu schleusen, Fehler zu verharmlosen, zu vergeben, Gelächter zu erzeugen.

Aber auch zu vergessen.

Und die Milde, die er innehatte, ließ sie oft einige Augenblicke wortlos nebeneinander sitzen und keiner störte die Gedankengänge des anderen.

Da konnte es schon nach einigen Gläsern vorkommen, dass der Pfarrer Wurm auf die Schulter klopfte und meinte: „Leopold, was ich dir jetzt sage, habe ich noch keinem Menschen erzählt, aber erstens verstehst du mich und zweitens weiß ich, dass du kein Plauderer bist.“

Und das war Wurm nie.

Er konnte gut zuhören, im passenden Augenblick reden oder einfach schweigen.

Er wusste, ob er um Rat gefragt werden würde, oder ob er nur helfen sollte, eine Bürde leichter zu machen.

Oft half ihm dabei ein schiefer Blick auf das Glas des Gastes, ob es schnell oder langsam geleert wurde, was er mit dem Glas machte, ob er es drehte, damit hin- und herfuhr, ob es sanft oder kräftig abgestellt wurde.

Und dann sprudelte es entweder aus seinem Gegenüber heraus wie aus einem Heber oder es tropfte sachte herab wie aus einem schlecht sitzenden Zapfen eines Dreieimers.

Und fast immer drehte es sich um die gleichen Probleme: woher, wohin und wieso.

Der Apotheker aus der Stadt, der die Jagd gepachtet hatte, und der bei Wurm oft rastete, der Wiener Gastwirt, der schon seit Jahrzehnten eine treue Weinkundschaft war und häufig bis in die Nacht die laue Luft des Kellerberges genoss, sie und viele andere kamen nach längerem Sitzen allesamt ins Reden.

Weinerlich der Apotheker, der Wirt immer lauter und kräftiger, der Pfarrer immer leiser und den Blick stets auf dieselbe Stelle, einen Ast im Brett des Tisches gerichtet, sie und alle, die bei ihm saßen, konnten bei Wurm in Ruhe abladen.

Er führte diese Gabe darauf zurück, dass er den Menschen, die sich ihm anvertrauten, immer das Gefühl ließ, zwar einen guten Zuhörer aber keinen belehrenden Berater gefunden zu haben.

„Wie beim Wein“, denkt Wurm, „obwohl er ihnen den Spiegel vorhält, mögen sie ihn.“

Der Pfarrer sprach manchmal von einer verbotenen Liebe, die ihn dazu zwang, sich zwischen Pflicht und Neigung entscheiden zu müssen.

Er schimpfte auf den Teufel, der ihm zuerst die Freuden gezeigt hatte, ihn danach vor Liebe erbeben ließ, ihn kopflos machte, ihn zum Fliegen brachte, ihn vor Sehnsucht die Wände hochsteigen ließ, ihn emporhob und niederwarf, ihn mit dem Freitod lockte, ihm den Wein zum Tröster riet, ihn in die Tiefe holte, ihn schwer bezahlen ließ für wenige Stunden des verbotenen Glücks.

Er rang mit Gott, er sah keinen Ausweg als die Verbitterung, das Selbstmitleid, den Zorn auf sich und die geliebte Frau, die er mit seiner Unentschlossenheit mit auf den Grund der Verzweiflung zog.

Und seit sie diesem Sog entrinnen wollte, hörte man aus dem Pfarrhaus oft laute Musik.

Wurm konnte den Seelenzustand des Pfarrers deuten, wenn er nachts vom Keller kommend mit seinem Fahrrad vorbeifuhr, das hatte ihn der Graf gelehrt.

Mozart und Schubert bedeuteten, dass der Wein Schönes hervorholen kann, Bachs Orgelwerke gaukelten einen gangbaren Weg vor, und wenn er der anfänglichen Linderung, der der Wein bringen konnte, kaum dass sie nachließ immer ungeduldiger nachlief, hörte man Rachmaninow.

Wurm greift in die Rocktasche seines karierten Jankers, zieht ein größeres Stück trockenen Brotes hervor, und mit dem Taschenfeitel schneidet er mundgerechte Stückchen herunter. Sind ihm am liebsten.

Und außerdem sind Brot und Wein ja auch würdig, Leib und Blut des Herrn zu sein.

Er lächelt still vor sich hin.

„Schon komisch“, denkt Wurm, „dass in vielen Religionen seit unzähligen Jahren gerade der Wein eine kultische Bedeutung erlangt hat!

Er wird getrunken, wenn du gezeugt wirst, wenn du ins Leben eintrittst, du lernst ihn als Bestandteil der Lebensfreude während der Jugend kennen, er gibt Kraft für Arbeit und Mühe, er lindert Schmerzen, kann die Seele im Gleichgewicht halten, er wird getrunken wenn du heiratest und wenn du stirbst.“

Er zieht die würzige Herbstluft ein, die er immer geliebt hat und stellt fest, dass nun eigentlich das Frühjahr jene Zeit war, auf die er sich jetzt mehr freute.

Der Herbst bedeutete nun für ihn das Erlangen des Höhepunktes in der Natur, dem das Sterben folgt.

Und obwohl er den Tod nicht fürchtete, erkannte er, dass er den höchsten Grad seiner Entwicklung erreicht hatte.

„Wie beim Wein“, denkt Wurm, „die Kindheit ist der Süßmost, die Sturmzeit brausend und voller Ungeduld, klar und blank der Großteil des Lebens, schwer und ohne Spritzigkeit das Alter.

Allerdings kann man erst wenn er die Reife erlangt hat feststellen, ob er etwas geworden ist oder nicht.

Wurm denkt auch an den Zauber, der dem Weine eigen ist.

Er reißt den Menschen die Masken vom Gesicht, er kehrt ihr Inneres nach außen, er macht sie nackt.

Der Apotheker heult oft.

Er erzählte Wurm von seiner Frau, von der Scheidung von dieser und vom Glück mit der Neuen.

Das war vor Jahren.

Jetzt erzählt er Wurm von Gewissensbissen, von Begegnungen mit Männern in ihrer Nähe, die Blicke von ihr empfangen, welche einstens ihn entflamten.

„Wie beim Wein“, denkt Wurm, „erst lächelt er ihnen zu, dann stellt er ihre Vernunft auf die Probe.“

Der Wirt aus Wien war da anders.

Er hatte seiner ersten Frau alles gelassen, mit der zweiten lebte er über ein Viertel Jahrhundert glücklich, bis sie an einem Krebsleiden starb.

Nun kümmerte er sich mit aufgestrickten Hemdsärmeln und voller Schwung ganz seinem Geschäft.

Dies gehe nun gut und letztens flüsterte er Wurm zu: „Ich hab´ jetzt eine Junge, aber du weißt ja nicht, was Liebe ist, Leopold!“

Wurm meinte: „Bist ein Hund“, dann schwieg er.

Und während ihm der Wiener von Restaurantbesuchen, Konzerten und Vernissagen erzählte, dachte Wurm an die Linzerin.

Er hatte sie auf einer Bildungsfahrt des Winzerverbandes kennengelernt.

Er dachte an die versteckte Wiese im Weingarten, den Geruch von Schweiß, das Summen der Bienen, das Schwirren der Lerche, das Schrecken des Rehbocks.

Er dachte an die reifen Trauben, mit denen die Hand des einen den Mund des anderen gefüttert hatte, das schweigende Liegen nebeneinander.

Oh ja, er verstand das Ringen des Pfarrers, das Heulen des Apothekers und das Schweben des Wirtes.

Nur, er behielt es für sich.

Er saß still da und jedermann hielt ihn für nett und gemütlich, für jemanden, an dem das Leben still vorüberfloss.

Niemand konnte seine stillen Schreie hören, niemand sein Ringen erahnen, auch nicht seinen Zorn verspüren, wenn sie ihn einen gutmütigen Bauern nannten, dem man auf die Schulter klopfte und sagte: „Du verstehst das nicht, Leopold!“

„Wie beim Wein“, denkt Wurm, „er sieht so harmlos aus. Sie spielen mit ihm, geben ihm lustige Kleider, geben ihm phantasievolle Namen für Eigenschaften, zeigen ihn her und lachen.“

In seinem Schweigen hatte er für jeden eine Lade.

Er erkannte die Schnösel, die bei der Jagd mitstolzierten, die Ehrlichen, die Blender, die Arbeitsamen, die Gequälten, die farblosen Politiker, die Einfachen, die Aufschneider. Wenn sie auf seiner Bank saßen, half ihm sein Freund im Glase sie zu unterscheiden.

Er war müde geworden.

Wurm räumt den Doppler in das Presshaus, sperrt mit dem geschmiedeten Schlüssel die Kellertür zu und gibt in den aus Bast geflochtenen Kellerzöger eine Flasche.

Einige hätten ihm dieses Relikt schon abgeluchst, für ihr Kellerstüberl, aber er gab vor, es nicht hergeben zu können, weil es genau auf sein altes Waffenrad von Berta passe.

Er schiebt es bergab, erstens ginge es zu schnell dahin, und außerdem will er die milde Sternennacht genießen.

Unten bei der Trift steigt er auf und radelt heimzu.

Er kommt am Pfarrhaus vorbei und hört Mozart.

„Ich werde morgen mit ihm Schach spielen“, denkt Wurm und unmerklich verschlingt ihn die Nacht.